

Stefan Busse

Wie kritisch war die DDR-Psychologie?

1. Eine heikle und schwierige Frage

Die Frage – »Wie kritisch war die DDR-Psychologie?« – löst gegenwärtig wohl eher unangenehme Gefühle aus, stößt auf Desinteresse oder gar Abwehr. So hat die Beschäftigung mit der eigenen Psychologiegeschichte durch ehemalige DDR-Psychologie auch erst zaghafte begonnen (Hiebsch 1990, Kossakowski 1990, Schmidt 1990, Görlt 1991, Schröder 1991). Ihre Resonanz ist ungewiß, da hier aus unterschiedlichen Gründen ein heikles und schwieriges Thema berührt ist.

Ein wesentlicher Grund liegt m.E. darin, daß eine solche Frage ein Kriterium an unser Fach anlegt, welches gerade (momentan) aus dem Kriterienkatalog der direkten und indirekten »Evaluierung« auch der ehemaligen DDR-Psychologie herausfällt. Die Frage, inwieweit sich die DDR-Psychologie in der Zeit ihres Bestehens aus der Perspektive ihrer Fachkompetenz zum Anwalt »für die Bedürfnisse, Ansprüche und Rechte des Individuums ...« (Schmidt, 1990) im Realsozialismus gemacht hat, dürfte bereits aus dem Gegenstandsverständnis einer sich als »reine Psychologie« verstehenden akademischen Psychologie fallen. Insofern wird eine solche Fragestellung von vornherein als irrelevant empfunden, man fühlt sich nicht zuständig. Gleichzeitig wird gerade dann auf sie Bezug genommen, wenn etwa im Zuge von Fremd- und Selbstbewertungen eigenen psychologischen Tuns in der ehemaligen DDR versichert wird, man habe sich vom Marxismus und folglich von ideologischen Ein- und Auslassungen ferngehalten. Man hat es trotz oder wegen bestehender ideologischer Vereinnahmungsversuche zu beachtlichen Leistungen gebracht, hinter denen man sich heute nicht verstecken muß. Das ist zweifelsohne richtig, aber auch deshalb, weil die Nähe des oder die Nähe zum Marxismus (besser vielleicht: zu materialistischer und dialektischer Denkweise) Erkenntnisse in unserem Fach nicht an sich ausschließt. Die vorgeblich empfundene Irrelevanz der Frage – »Wie kritisch war die DDR-Psychologie?« – impliziert die unterschwellige Gleichsetzung von gesellschaftlichem Engagement, marxistischer Orientierung und ideologischer Vereinnahmung. Dies ist einerseits verständlich, da sich hier gegen wohl auch traumatisch erlebte ideologische Vereinnahmungen und realsozialistische Einengungen Luft gemacht und wenigstens im Nachhinein gewehrt wird. Zugleich ist damit aber eine problematische Abwehr verbunden, der Tatsache nämlich, daß mit dem nunmehr möglichen Rückzug auf 'reine Psychologie' gerade jene Haltung und Abstinenz den realen gesellschaftlichen Verhältnissen gegenüber befestigt wird, die die offizielle Psychologie für die Verbiegungen und Einschnürungen von individueller Subjektivität in der DDR

so blind und stumm gemacht hat. Das Paradoxe besteht darin, daß sich »reine Wissenschaft« (Psychologie) und ideologisch vereinnahmte Wissenschaft an dem Punkt kreuzen, wo sie die »Anwaltschaft« (H.-D. Schmidt) für die reale, auch psychische Verfassung von Individuen in und unter gesellschaftlichen Lebensbedingungen verfehlen und abwehren. Der Grund dafür liegt im einen Fall in einem bestimmten und wohl verengten Gegenstandsverständnis von Psychologie (als »reiner Wissenschaft«), im anderen Fall in einem falschen und z.T. auch verheerenden Loyalitätsverständnis politischen und staatlichen Autoritäten gegenüber.

Nun ist die Skepsis oder Abwehr einer Verbindung (Verquickung) von Marxismus und Psychologie gegenüber aber auch ernst zu nehmen, da sie die Frage enthält, wieso und ob sich die Psychologie in der DDR trotz oder wegen der Grundanbindung an dem philosophischen Leitkonzept des Marxismus so unkritisch und stumm verhalten hat. Wenn man nicht pauschalisierend in einer Orientierung am Marxismus überhaupt den Grund allen Übels sehen möchte, dann sensibilisiert dies zu der Fragestellung, wieso der Versuch einer expliziten marxistischen Fundierung der Psychologie (nicht nur in der DDR) gerade mit einer Aufgabe der erkenntniskritischen Potenz marxistischen Denkens verbunden war. Das Grundübel läge dann darin, daß Marxismus, entstanden als kritisches Denken unter bürgerlichen Lebensverhältnissen, unter realsozialistischen Bedingungen zu einer Aufbau-, Legitimations- und Planungstheorie eingeflacht wurde. Hier hat sich das bloß mit umgekehrten Vorzeichen vollzogen, was man bürgerlichem Denken immer vorgeworfen hat, nämlich über die Schranken und Denkformen bürgerlicher Verhältnisse nicht hinausdenken zu können, diese folglich blind (auch als »bürgerliche Psychologie«) zu reproduzieren. Dies wird nun auch der allgemeine Befund mit Bezug auf die marxistisch fundierte Psychologie unter realsozialistischen Verhältnissen sein (s.u.): *Sie war eine Psychologie in ihren Verhältnissen und nicht über ihre Verhältnisse*, unfähig, ein kritisches und historisches Verhältnis zu »ihrem« Gegenstand unter sozialistischen Lebensbedingungen zu bekommen. Der tiefere Grund dafür lag in ihrem Selbstverständnis, als »Aufbaupsychologie« ihren Anteil bei der Errichtung eines neuen Gesellschaftsmodells zu leisten. Dies hat sie auch an die Front der sogenannten Klassenauseinandersetzungen geführt, dem sie ihren Tribut zu zollen hatte. Darin ist jedoch keine vordergründig opportunistische Attitude zu sehen. Dies wird historisch genauer auszuloten sein, um nicht neue ideologische Figuren zu produzieren. So ist weder in dem Selbstverständnis einer Psychologie, ihre Relevanzkriterien auch an unmittelbar gesellschaftlich Notwendigem zu bemessen, noch, hier »Stützungs- und Aufbauarbeit« leisten zu wollen, etwas Anrühiges. Das Problem beginnt (begann) erst dort, wo das Notwendige und Wirkliche auch für das Mögliche gehalten wird (wurde). Eine genauere historische Analyse wird zu zeigen haben, in welche Widersprüche die Psychologie der DDR real verwickelt war, wo ihre zweifellos produktiven

Momente (auch in bezug auf die gesellschaftliche Praxis, vgl. Schmidt, ebd.) liegen, wo diese zu einfacher Affirmation und Apologetik regredierte, wo Chancen vertan wurden, warum zweifellos auch bestehende kritische Ansätze unerhört (im doppelten Sinne!) waren und blieben und schließlich auch im Sande verlaufen mußten etc. Die Frage, wie kritisch die DDR-Psychologie war, schließt also jene ein, inwieweit sie ihrem marxistischen Anspruch überhaupt gerecht geworden ist. So zu fragen, sollte jedoch keine heimliche Ehrenrettung »eigentlicher« oder »konsequent« marxistischer Orientierung der Psychologie sein, die hier nur inkonsequent, halb oder verbogen vollzogen worden sei. Es bliebe offen, wieso tatsächliches oder nur vermeintliches marxistisches Denken in der Psychologie Problemsichten und -entwicklungen ermöglicht, begünstigt oder auch nur toleriert hat, die einer Emanzipation der Subjekte entgegenstanden haben. Das schließt konsequenterweise auch die Frage ein, wieso eine »Kritische Psychologie«, die sich jenseits der Zwänge des Realsozialismus entwickelte, sich diesem gegenüber so zurückhaltend bis abstinent verhalten hat.

Schließlich ist unsere Fragestellung in die Richtung zu verfolgen, inwieweit die DDR-Psychologie nicht nur ein Kind, sondern auch ein Zeuge ihrer Zeit war. Gibt sie Auskunft über Mentalitäten, Eigenarten und Befindlichkeiten jener Menschen, die vierzig Jahre in unserem Land gelebt haben? Wenn es auch nicht primär die Aufgabe einer Psychologie sein kann, ein i.e.S. historisches Porträt jener Menschen zu geben, die ihre Zeitgenossen sind, so ist hier wohl der schmerzlichste Punkt von DDR-Psychologie und -Geschichte gleichermaßen getroffen. Die Psychologie der DDR ist im Nachhinein kaum auskunftsfähig über jene, die heute im Alltagsdiskurs etwa als »Ossis« sich selbst eine vage Identität geben oder eine solche falsch übergestülpt bekommen. Es ist eben bezeichnend für jenes vergangene System, daß es außer an den kritischen Rändern von Kunst und Literatur kaum »Metaerzählungen«, mithin kaum Begriffe gab und gibt, in denen die Menschen sich ihrer selbst vergegenwärtigen und sich begreifen konnten. Diese Stummheit kommt stellenweise einer (Selbst-)Auslöschung gleich. Versuche, die Wendeproblematik jetzt literarisch oder auch psychologisch aufzuarbeiten, tun daher not, sind aber nur der Versuch, in diesem Sinne auch Zeugnis über »DDR-Befindlichkeit« ablegen zu können. Die Psychologie der DDR ist eher ungewollt, d.h. nicht reflektierend, zum Zeitzeugen geworden, weil sich ihre Biographie heute als ein Stück DDR-Normalbiographie liest. Dies soll im folgenden kurz an wichtigen Entwicklungsetappen der DDR-Psychologie skizziert werden. Die Frage, wie »kritisch« sie war, hebt dabei nicht i.e.S. auf ihre wissenschaftlichen Leistungen ab (die nur disziplinspezifisch beurteilt werden können!), sondern eher auf das, was man als ihre »soziale Biographie« bezeichnen könnte. Diese ist jedoch mit einem spezifischen Fachproblem verbunden, mit dem der *Persönlichkeit*. Das Persönlichkeitsproblem; wie es entwicklungs-, pädagogisch-, klinisch-, sozial- und im engeren

Sinne persönlichkeitspsychologisch aufgegriffen und bearbeitet wurde, ist aber zugleich keine Einschränkung auf einen besonderen Forschungsgegenstand, weil es die DDR-Psychologie in einem wesentlichen Punkt trifft: Ihre gesellschaftswissenschaftliche bzw. gesellschaftsorientierte Seite hat sich dezidiert an dem Entwicklungsprojekt einer »sozialistischen Persönlichkeit« orientiert und beteiligt und damit ihre offizielle und parteioffizielle Funktionsbestimmung gewonnen. Daraus bezog sie sowohl ihre normative Ausrichtung (vgl. Kossakowski 1980 a, 1980 b, Klix, Kossakowski, Mäder 1980) als auch ihre Legitimationsbasis gegen machtpolitische Anfechtungen und Fährnisse. Es wäre also genauer zu untersuchen, wie sie diesem normativen Bild einerseits verpflichtet war und es andererseits differenziert oder gar problematisiert hat. Welches »Persönlichkeitsbild« hat sie verfochten und aufgenommen, und welchen »Persönlichkeitsbegriff«, welche theoretischen und kategorialen Mittel hat sie entwickelt und benutzt, um sich vom Menschen, »ihrem« Menschen, ein »Bild zu machen«? Dies soll und kann keine Abrechnung mit irgendetwas und irgendwem sein. Es geht darum, den Faden der Rekonstruktion aufzunehmen, an dem die Verflechtungen von Real- und Psychologiegeschichte deutlich werden. Um hier den Wandel und die Metamorphosen zu skizzieren, orientiere ich mich an einem vereinfachenden, aber übersichtlichen Schema – das eines groben Zeitrasters.

2. Zur »sozialen Biographie« der DDR-Psychologie

Die Periode seit Kriegsende bis zum Ende der *fünfziger Jahre* ist sozusagen die »Vorgeschichte« der DDR-Psychologie. Zunächst wird der wieder aufzubauende Studien- und Forschungsbetrieb personell wie inhaltlich an bürgerlich-demokratischen Traditionen in der Psychologie angebunden. Das hieß vor allem sich an durch die Zeit des Faschismus unbelasteten Personen und Schulen zu orientieren und die zukünftige Psychologie in der DDR in die Linie des »progressiven Erbes der Psychologie« zu stellen (vgl. Sprung/Sprung 1980). Darunter wurde vorwiegend deren naturwissenschaftliche Traditionslinie verstanden, da zum einen keine Verquickungen mit der faschistischen Ideologie (wie etwa im Rahmen der geisteswissenschaftlichen Psychologie) vorlagen und zum anderen später eine gute Vereinbarkeit mit den dialektisch-materialistischen Grundpositionen des Marxismus zu erwarten war. Mit der Gründung der DDR und der ersten Hochschulreform 1950 wurde der Marxismus-Leninismus zur Staatsdoktrin, d.h. vor allem zur Bezugsgröße für die »Anhebung des wissenschaftlichen Niveaus« (auch in der Psychologie) überhaupt. Das bedeutete die Zurückdrängung allen »Bürgerlichen« in der Psychologie und die Hinwendung zur Gesellschaftlichkeit des psychologischen Gegenstandes insbesondere mit Bezug auf die neuen gesellschaftlichen Lebensverhältnisse. Dabei ging es zunächst um Grundsätzliches, d.h. zuvörderst um eine methodologisch-weltanschauliche

Auseinandersetzungen mit überkommenen bürgerlichen Positionen – eine Auseinandersetzung mit der Verquickung von Faschismus und Psychologie als Fall unmittelbarer ideologischer Dienstbarmachung von Psychologie hat (aus sicher noch zu untersuchenden Gründen) nicht stattgefunden. »Bürgerlich« hieß vor allem eine Gering- oder Unterschätzung allem Gesellschaftlichen und Historischen gegenüber und daß von der bürgerlichen Psychologie kaum Aussagen über den »neuen« Menschen unter den »neuen« Verhältnissen zu erwarten waren (s.u.).

Dabei ist aus heutiger Sicht m.E. die Anbindung an ein marxistisches Menschenbild keineswegs als solches problematisch – immerhin hat man sich damit dem Doppelcharakter des psychologischen Gegenstandes, nämlich ein natürliches wie gesellschaftliches und kulturelles Phänomen zu sein, explizit angenommen. Problematisch ist vielmehr, daß diese beiden Seiten jeweils nach ideologischer Fassung gegeneinander ausgespielt werden konnten. So schien man sich einerseits mit der materialistisch-dialektischen »Seite« des Marxismus auf eine naturwissenschaftliche Denkweise in der Psychologie festgelegt zu haben, was aber zugleich dort, wo dies gesellschaftsneutral blieb, als Positivismus bekämpft werden konnte und mußte. (Dafür steht etwa die Auseinandersetzung mit der Gestaltpsychologie Ende der fünfziger Jahre.) Andererseits kam aber ein verborgener Positivismus gerade bei der Sicht auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zum Tragen. Das Denken in einfachen Kausalketten – etwa: neue gesellschaftliche und ökonomische Verhältnisse *gleich* neue Bewußtseinsformen, neue Parteibeschlüsse gleich neue Aktionen der Massen – erinnert geradezu an einfache Zusammenhangsannahmen in einem Schema von »unabhängigen« und »abhängigen Variablen«. Zugleich konnte positivistisches Denken aber ideologisch auch sehr unangenehm werden, sofern man sich nämlich entgegen des »Kaisers neuen Kleidern« nur an das gehalten hätte, was man sehen, riechen und hören konnte. Aus dem Doppelcharakter des psychologischen Gegenstandes rührte so in der DDR von Anfang an ein ambivalentes Verhältnis und ein doppeltes Mißtrauen ihr gegenüber. So war ihre jeweilige natur- wie gesellschaftswissenschaftliche Seite sowohl ideologisch vereinnahmbar als auch zu fürchten. Verlegt man sich auf ihre »natürliche« Seite, auf das unmittelbar Machbare, das pragmatisch Relevante, Durchsetzbare etc., »droht« sie dies auf der anderen Seite historisch-kritisch zu hinterfragen und zu labilisieren. Setzt man hingegen auf historische Visionen und Idealisierungen, droht die Gefahr der nicht korrumpierbaren, nackten Empirie. Es wäre genauer zu untersuchen, wie dieser wohl für die Psychologie überhaupt geltende Widerspruch hier die systemspezifischen Ambivalenzen erzeugt hat, aber auch, wie die Psychologie in der DDR selbst damit umgegangen ist.

Die weltanschaulichen Diskussionen im Initialstadium der DDR-Psychologie hatten bis in die sechziger Jahre hinein sicherlich eine wichtige identitätsstiftende Funktion, etwas Eigenes und Eigenständiges zu machen. Demzufolge

wurde sie auch von jener jungen Gründergeneration der DDR-Psychologie, aus der später zu ihre renommierten Fachvertretern hervorgingen, z.T. enthusiastisch getragen. (vgl. z.B. die Beiträge in der Zeitschrift »Pädagogik« 1958/59).

Die Beziehung zur Sowjetischen Psychologie war dabei eine wichtige und auch authentisch gemeinte Bezugsquelle für die eigene wissenschaftliche Verankerung. Und bereits hier mußten und konnten Erfahrungen mit Indoktrination und ideologischen Bornierungen gemacht werden. Schließlich fiel die Rezeption der Sowjetischen Psychologie in die Zeit des zweiten Höhepunktes pawlowsch geprägter Psychologie. Rubinsteins »Allgemeine Psychologie« etwa wurde vor ihrem offiziellen Erscheinen auch in der DDR fast noch als Dissidentenliteratur gehandelt (persönliche Mitteilung von M. Vorweg). Allerdings ist es bemerkenswert, daß Übergänge, Brüche und Auseinandersetzungen in der Sowjetischen Psychologie innerhalb der DDR auch später immer nur »gleitend« mitvollzogen wurden. Ein Eingreifen in solche Diskussionen oder gar eine Auseinandersetzung damit findet kaum oder nur vorsichtig und am Rande statt. Ab Mitte der achtziger Jahre wird dann das Bild der Sowjetischen Psychologie in der DDR – aus unterschiedlichen Gründen – im übrigen immer blasser. Nennenswerte eigene Arbeiten einer sich entwickelnden »DDR-Psychologie« liegen erst Ende der fünfziger Jahre vor (Claus/Hiebsch 1958), was wohl einem Eigenständigwerden der DDR selbst entsprach.

In den sechziger Jahren hatte sich die DDR zunehmend von ihrer eigenen »Vorgeschichte«, d.h. auch von den unmittelbaren und direkten politischen Eingriffen von seiten der SU emanzipiert. Sie begann wirtschaftlich eine gewisse Macht (innerhalb des Ostblocks) zu werden und stärker ihre eigenen Grundlagen als sozialistische Gesellschaft zu entwickeln. Bestärkt wurde dies nicht zuletzt durch den Mauerbau; die DDR wurde zu einem in politisch-ideologischer, aber auch ökonomischer Hinsicht »geschlossenen System«. Öffnungen zum Westen oder gar die Alternative einer Wiedervereinigung (wie noch Anfang der fünfziger Jahre ein denkbare politisches Kalkül) wurden endgültig zur Illusion. Innenpolitisch baute man an der sogenannten »Sozialistischen Menschen-gemeinschaft« (W. Ulbricht), die als Gegentyp und Alternative zu bürgerlichen Lebensverhältnissen projiziert und in historisch sehr kurzer Zeit als erreichbar gedacht wurde. Die Psychologie wurde unmittelbar in die Pflicht genommen, den Idealtypus des »sozialistischen Menschen«, der »sozialistischen Persönlichkeit« aufzufinden, sofern er sich spontan unter den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen herausbildete, bzw. ihn dort zu entwickeln, eigentlich »herzustellen«, wo dieser der gesellschaftlichen Entwicklung quasi »hinterherhinkte«. Der ideologische Topos – »neue gesellschaftliche Verhältnisse gleich neuer Menschentypus« – spiegelt sich recht ungebrochen in der damaligen Psychologiediskussion um das sogenannte »Determinationsprinzip« (Rubinstein) und die Menschenbildproblematik (vgl. Hiebsch 1960, 1965, Schmidt 1960, Rosenfeld 1960) wider. Menschliches Verhalten, damit Persönlichkeitsentwicklung ist i.W.

gesellschaftlich, d.h. außendeterminiert. Folglich war die leitende Fragestellung, wie »Bewußtseinsbildung« forciert, d.h. die Herausbildung neuer sozialistischer Verhaltens- und Bewußtseinsqualitäten geformt und organisiert werden können.

»Bewußtsein« stand hier in einer doppelten Konnotation im Mittelpunkt des Interesses: zum einen war es die subjektive Form, in der sich Äußeres bzw. Gesellschaftliches spiegelte und eine »eigengesetzliche« Form annahm. Man sprach von der *Gesetzmäßigkeit* der sozialistischen Bewußtseinsbildung. Die Psychologie war hier insofern für die offizielle Politik ein interessanter Partner, da »Bewußtsein« etwas war, das sich zwar im Nachgang gesellschaftlicher Umwälzungen (gesetzmäßig) mit veränderte, aber dennoch so etwas wie eine eigene Widerständigkeit oder Trägheit entwickelte, die sich unmittelbaren politischen und ideologischen Zugriffen (zunächst) versperren konnte. Zum zweiten war »Bewußtsein« im Sinne einer besonderen Qualifizierung individuellen Handelns angesprochen, als planendes, rationales und reflektierendes Tun und nicht zuletzt als »bewußtes Verhalten« i.S. parteipolitischer Verlautbarungen. Die Hoffnungen, die hier auf die Psychologie bezogen waren, wurden von dem quasi-revolutionären Optimismus getragen, das Menschenmögliche – den frei und bewußt Handelnden – und das für den gesellschaftlichen Aufbau Notwendige – die »sich bewußt« verhaltende Persönlichkeit – in unmittelbarer historischer Reichweite zu haben.

Entsprechend ist explizit von »Persönlichkeitsformung« (Hiebsch 1966) die Rede, wie sie im Rahmen von Kollektiverziehung zum Gegenstand und Inhalt pädagogischer Einflußnahmen oder zur Führungsgröße sozialistischer Leitungstätigkeit wird. Es wäre interessant und genauer zu untersuchen, wie unter dem Denken des »Neuen Ökonomischen Systems« in der DDR mit seinem Versuch einer durchgehenden Kybernetisierung ökonomischer (gesellschaftlicher) Prozesse psychische bzw. subjektive Strukturen zu einer mit In-Output versehenen Steuergröße werden. Jedenfalls setzt zu dieser Zeit nicht nur im Rahmen von Kinder- und Schulerziehung eine durchgreifende *Pädagogisierung* der Gesellschaft ein. Selbst wirtschaftliche Optimierungsprozesse sind im Rahmen qualifizierter Leitungs- und Planungstätigkeiten immer auch Erziehungsprozesse. Leben ist nicht nur lebenslanges Lernen, sondern auch (lebenslängliches) Erzogenwerden. Die Steigerung der Arbeitsproduktivität geht mit der Herausbildung sozialistischer Charaktereigenschaften wie Einsatzfreude, Kollegialität und Eigenverantwortlichkeit einher. Dort, wo Schwierigkeiten, Widersprüche und Konflikte auftreten, werden sie entweder als Relikte bürgerlicher, d.h. überkommener Verhaltensweisen angesehen oder auch schon mit der eigenen gesellschaftlichen Lebenswirklichkeit in Verbindung gebracht. Wo letzteres geschieht, etwa mit Blick auf pathogenisierende Arbeitsbedingungen (vgl. Szewczyk 1968), dann in der Regel aber als Zeichen für das Noch-nicht-Beherrschen der Anforderungen der wissenschaftlich-technischen Revolution gedeutet. Schulschwierigkeiten, aber auch neurotische Realitätsverarbeitungen, sind so gesehen immer auch negative Nebenerscheinungen eines noch nicht voll erreichten Planungs- und Optimierungsniveaus gesellschaftlicher Prozesse.

Dem Bemühen, ein autarkes gesellschaftliches System zu errichten, entsprach das Bemühen um eine eigenständige marxistisch fundierte Psychologie,

die sich teilweise in ziemlich direkter Negation zur bürgerlichen Psychologie verstand. Sie hatte gleichsam die Aufgabe, als Gesamtentwurf die Machbarkeit neuer gesellschaftlicher Verhältnisse und die Entwickelbarkeit einer eigenständigen Psychologie zu verifizieren. Psychologie war Mittel im Klassenkampf. Dem Optimismus, eine ausbeutungsfreie Gesellschaft zu errichten, entsprach die Zuversicht in die Unbegrenztheit individueller und Persönlichkeitsentwicklung. Sozialismus als *die* prinzipielle Lösung bzw. Aufhebung von Entwicklungseinschränkungen und -behinderungen verstellte den Blick für die realen Verhältnisse, mithin für den »wirklichen Menschen«. Folglich hatte die Annahme, gesellschaftliche wie individuelle Entwicklung aus dem Stand heraus als Plangröße anzugehen, ihr Pendant in der Theoriediskussion, Wahrheiten über den Menschen aus Grundeinsichten des Marxismus deduzieren zu können. Im Ergebnis finden wir eine Art marxistischen »Sozialbehaviorismus«.

Die *siebziger Jahre* schaffen eine relative Zäsur, die äußerlich durch den Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker gekennzeichnet ist. Die DDR hat ihrem eigenen Selbstverständnis zufolge die Grundlagen für eine sozialistische Gesellschaft gelegt. Man machte sich an die »weitere planmäßige« Entwicklung der *entwickelten sozialistischen Gesellschaft*. Das hieß vor allem, daß sich die DDR zunehmend (auch im öffentlichen und parteioffiziellen Bewußtsein) auf ihren eigenen Grundlagen entwickelte. Es gibt nach außen hin eine gewisse Öffnung, nach innen Liberalisierungstendenzen, die Hoffnungen nähren. Entscheidend ist in dieser Dekade ein Generationswechsel und auch -konflikt, der politisch immer schlechter übergangen werden kann. Die Gründergeneration der DDR sieht sich einer ihrem Einfluß sich entziehenden Generation gegenüber – den »Kindern« dieser Republik. Diese Generation, die als biographischen Hintergrund nichts anderes hat (keinen Krieg, kein NS-Regime, keine Gründungsnostalgie) als »diese DDR«, kann weder die Euphorie der Gründergeneration bruchlos wieder aufnehmen und weitertragen noch die Ängste gegen einen Klassenfeind widerspruchlos teilen und aktualisieren – sie ist renitenter und zugleich unengagiert angepaßt. Aber auch bei der Elterngeneration machen sich Veränderungen bemerkbar. Es gibt eingestandene und uneingestandene Enttäuschungen über den realgewordenen Sozialismus, damit Öffnungen und Verhärtungen; es gibt Nachdenklichkeiten und Unverständnis vor allem der Nachfolgegeneration gegenüber, die sich so ganz anders, und was das Schlimme ist, zunehmend westlich entwickeln will. Und es gibt deutliche Zeichen, die auf Rückgang, Stagnation und Gefährdungen verweisen. Kriminalität, Schul-schwierigkeiten, psychische und psychosomatische Erkrankungen sind Abweichungen von der Normalität, die nicht mehr nur als Relikt bürgerlicher Lebensverhältnisse zu deuten, sondern vor allem hausgemacht sind.

Nach außen hin ist die DDR zwar weiterhin geschlossen und »unbeirrbar« auf dem Siegeszug zum Sozialismus/Kommunismus, unterhalb der Öffentlichkeit ergeben sich jedoch durch die sich differenzierenden und auseinander- bzw.

auch gegenläufigen individuellen Entwicklungen und Biographien Irritationen. Man versucht sie »produktiv« zu integrieren als *Zugeständnis an die Individualität des einzelnen*. Individualität, gleichwohl: nicht Individualismus!, wird als wichtige Produktivkraft für den weiteren Aufbau des Sozialismus erkannt, aber auch in Bahnen gehalten. Zudem wird mit dem für die Honeckerära tragenden politischen Konzept der »Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik« eine politische Hinwendung zum »bedürftigen« Individuum vollzogen. Soziale Absicherung des einzelnen und die Befriedigung konsumtiver Bedürfnisse sollen wohl vor allem die »Durststreckenideologie« vergangener Jahre aufheben – der Sozialismus soll für jedermann (er)lebbar sein. Freilich erhofft man sich dadurch einen An Schub für eine stärkere Leistungsmobilisierung.

Dies ist Chance und zugleich Aufgabe für die Psychologie. Orientierungsgröße bleibt auch hier innerhalb der psychologischen Diskussion die »allseitig entwickelte sozialistische Persönlichkeit« (Kossakowski 1972a, 1972 b, Kossakowski/Otto 1971), aber unter einer anderen und auch realistischeren Optik. Der einzelne, das Individuum ist nicht schlechthin die Verkörperung eines Menschentypus, sondern steht mit seinen »Eigenarten« (Eigenschaften) im Schnittpunkt auch unterschiedlicher gesellschaftlicher Einflüsse und Anforderungen.

Anfang der siebziger Jahre wird so dem Buch von Lucien Séve (1972) eine außerordentliche Aufmerksamkeit zuteil (vgl. die DDR-Diskussionen dazu in der 3. Auflage von 1977). Durchschlagend sind die Einsichten, daß aus dem Marxismus nicht als solches unmittelbar psychologische Fachkenntnisse zu ziehen sind, und zum anderen, daß Individualität auf die Binnengliederung einer Gesellschaft verweist. Séves Konzept der »gesellschaftlichen Individualitätsformen« sensibilisiert offenbar für den Umstand, daß sich Anforderungen für individuelles Handeln vor allem aus der inneren Logik eines Gesellschaftssystems speisen und nicht vordergründig aus parteipolitisch beschlossenen (An-)Forderungen. Entsprechend wird die Naivität, die Herausbildung eines neuen Menschentypus vollziehe sich automatisch, aufgegeben, und es wird selbst nach Entwicklungsbedingungen und -behinderungen gefragt (Schmidt 1975).

Deutlich wird, daß auch im Sozialismus nicht jeder alles werden kann. Dies läge zum einen an der phylogenetisch begrenzten Universalität und an individualgeschichtlich erworbenen Beschränkungen des einzelnen, zum anderen aber auch an Unentwickeltheiten von »Sozialisationsmedien« (Erziehung, Schule, Elternhaus), die das gesellschaftlich an sich Mögliche nur nicht zur Geltung bringen oder durchzusetzen vermögen (H.D. Schmidt 1975). Ein möglicher Zusammenhang jedoch zwischen beschränkten »Sozialisationsmedien« und den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen kann (darf) nicht problematisiert werden, da implizit immer davon ausgegangen wird, daß Begrenzungen vorläufig sind und »Noch-nicht-Entwickeltheiten« des Systems darstellen, die prinzipiell aufhebbar sind und die es aufzuheben gilt. Entsprechend wandte man sich psychologisch auch stärker dem einzelnen Individuum unter der Perspektive seiner Potenz als Entwicklungsfaktor und als Quelle unterschiedlicher Kompetenzen (Fähigkeiten, Begabungen etc.) zu. – Wie nicht jeder alles werden konnte, so

konnte nicht jeder alles sein («Jeder nach seinen Leistungen, jeder nach seinen Fähigkeiten» war die bekannte Losung).

Neben äußeren parteipolitischen und ideologischen Qualifikationen wurden Persönlichkeitseigenschaften nunmehr interessant, die erst für bestimmte Tätigkeiten und Anforderungen qualifizierten. Der Bedarf nach Strukturmodellen der Persönlichkeit und Ausbildungsmöglichkeiten (Eigenschaftsprofilen, Persönlichkeitsdiagnostik), mit deren Hilfe man Unterschiede zwischen Individuen fassen konnte, entstanden und wurden umgesetzt (Schmidt 1973, 1974, Rösler/Schmidt/Szewczyk 1973, Vorweg 1978). Dabei wurden Eigenschaften in einer breiten tätigkeits- und handlungstheoretischen Diskussion als »Eigenschaften des Handelns« bestimmt, die immer für etwas, für die *Bewältigung* und *Erfüllung* gesetzter Aufgaben fähig machten (Kossakowski/Ettrich 1973). Damit versuchte man sich einerseits marxistisch von klassischen Eigenschaftsmodellen abzusetzen (sensu Eysenck, Cattell etc.) und griff andererseits wieder stärker in die internationale Psychologiediskussion (mit eigenen relevanten Beiträgen) ein. Die Diskussion um die Tätigkeit/Handlung war in gewissem Sinne das Pendant zur international geführten »Interaktionismusdebatte« in der Persönlichkeitspsychologie (Vorweg 1979, 1981). Persönlichkeitspsychologisch fand dieses Bemühen seinen relativen End- und Höhepunkt im Konzept der »sozialen Kompetenz« (Vorweg 1978, 1979, 1980, Schröder 1980 a, 1980 b, Vorweg/Schröder 1980) oder »Handlungskompetenz« (Kossakowski 1980). Hier wird nicht global wie noch in den sechziger Jahren auf dem Reißbrett der Geschichte die »sozialistische Persönlichkeit« entworfen und konzipiert, sondern gefragt, was unter welchen Bedingungen für konkrete Anforderungen »kompetent« macht; Defizite sollen konkret benennbar und mit psychologischer Interventionsmethodik (z.B. Training, Vorweg 1972) angehebbar sein.

Damit war ein wichtiger Schritt zu den »eigentlichen« und konkreten (auch psychologischen) Verhältnissen getan, und Defizite in der gesellschaftlichen Entwicklung kamen aus dem Dunst des bloß Ideologischen in den Kreis des (sogar psychologisch) Handhabbaren (was für die offizielle Anerkennung der Psychologie nicht unwichtig war). Zugleich erschienen jedoch gesellschaftliche Widersprüche im wesentlichen als Kompetenzdefizite von Menschen, die die gesetzten Anforderungen nicht bewältigen können (oder wollen?). Das gesellschaftlich »an sich« Mögliche (s.o.) kam nicht zur Geltung auf Grund von benennbarer Inkompetenz; das Defizit wurde dem einzelnen zugeschlagen. Neben dem offensichtlich affirmativen Zug dieses Konzeptes hat es jedoch einen verdeckt kritischen Akzent und den Nagel der sich damals zuspitzenden Verhältnisse in gewisser Weise auf den Kopf getroffen: die immer offensichtlicher werdenden gesellschaftlichen Inkompetenzverteilungen in den gegebenen Herrschaftsstrukturen, die Verquickung von politischer Macht und Inkompetenz, die Tatsache, daß zunehmend die falschen Leute an den »richtigen« Stellen saßen. Von daher erklärt sich auch die Hoffnung, mit psychologischen Mitteln (z.B.

Training) etwas ausrichten zu können, die Bornierungen der Verhältnisse quasi »von unten« aufzubrechen. Freilich blieb außer Frage, wo es langgehen sollte – in Richtung einer leistungsfähigen und -willigen, sozial integrationsfähigen und bewußt handelnden Persönlichkeit, die sich den etablierten Verhältnissen gegenüber loyal verhielt (im übrigen wohl kaum im Unterschied zu bürgerlichen Lebensverhältnissen). Entsprechend war die »Bewußtheit« der Persönlichkeit weiterhin die alles fundierende Eigenschaft, auf deren Hintergrund die anderen (spezifischeren) erst ihre Bedeutung und Sinnfälligkeit erlangten (vgl. Kossakowski, Köppler u.a. 1978). Zum einen war darüber der ideologische Anschluß an das sozialistische Menschenbild hergestellt (und jederzeit herstellbar, wenn sich die Psychologie etwa selbst ideologischer Anfechtungen erwehren mußte). Andererseits wurden damit zunehmend eine tiefe Ambivalenz des Menschenbildes und die Widersprüche, in die auch die Psychologie (vor allem dann in den achtziger Jahren) geriet, deutlich. Bewußtsein als generelle Gattungseigenschaft erfährt im Sozialismus/Kommunismus, in dem der Mensch sozusagen »zu sich selber kommt«, seine eigentliche Ausfaltung – durch freie, bewußte Tätigkeit. Realsozialistisch wurde es jedoch permanent eingedunkelt. Bewußtheit mußte von den tätigen Individuen gefordert werden, wollte man dem eigenen Menschenbild treu bleiben, zugleich wurde es aber wie ein Lichtkegel auf jene Tatsachen gelenkt, die man für solche hielt: Die Psychologie, in diesen Widerspruch geraten, mußte so fast zwangsläufig zu paradoxen Lösungen kommen.

So setzt Kossakowski (zusammenfassend 1980) im Rahmen seiner pädagogisch-psychologischen Konzeption z.B. »Bewußtheit« mit »bewußter«, »eigenständiger« *Handlungsregulation* gleich, die aber im Kontext pädagogischer Beeinflussungsbemühungen die Internalisierung erzieherischer Fremdkontrolle ist – »Bewußtheit« heißt ohne Kontrolle und auch in Abwesenheit der äußeren (erzieherischen) Macht tun, was ich tun soll. Hier kommt die Ambivalenz des »Handlungsregulationsmodells« (auf welches sich Kossakowski konzeptionell stützt) zwischen Kritik und Anpassung an bestehender(n) Strukturen in sozialismusspezifischer Einfärbung zum Ausdruck. So sind nämlich einerseits dort Einschränkungen von Persönlichkeitsentwicklung zu erwarten, wo etwa menschenmögliche und -notwendige Eigenschaften des Handelns (der Handlung) wie Planmäßigkeit, Eigenständigkeit, Kollektivität (allgemeiner: Soziabilität), Zielbezogenheit etc. – unterschritten werden (man denke an die analoge Diskussion in der Arbeitspsychologie dazu, zum Konzept der »vollständigen Handlung«). Daraus war, wenn auch nur indirekt, durchaus eine Kritik an bestehenden Erziehungspraktiken ableitbar, indem Erziehen oder schulpolitische Rahmenbedingungen dies nämlich alles (die Eigenschaften entwickelnden Handelns) einschränkten oder lahmlegten. Auf der anderen Seite jedoch ist die problematische Angleichung an das Idealbild einer »allseitig entwickelten sozialistischen Persönlichkeit« offensichtlich. Deren opportune Eigenschaften ließen sich umstandslos handlungstheoretisch reformulieren: Die Zielbezogenheit und Planmäßigkeit des Handelns entsprach mehr oder weniger dem Befolgen und Realisieren fremdgesetzter Ziele und Pläne, die handelnde Orientierung an »Sollwerten« entsprach der Orientierung an gesellschaftlich verbindlichen und wertvollen Normen, Werten und Zwecken, die adäquate Verarbeitung von Rückkopplungen/Reafferenzen einer Einübung und Übung von konformistischer Kritik und Selbstkritik etc. Problematisch daran war wohl weniger, daß hier ein psychologisches Modell gut mit einem (sozialistischen) Menschenbild zur Deckung kam, sondern

daß es eben auch (!) eine gute Handhabe bot, die erziehungspolitische Instrumentalisierung eines (an sich vernünftigen) Menschenbildes zuzudecken und zu bekräftigen. Eine ähnlich problematische Ambivalenz ergab sich im Rahmen des persönlichkeitspsychologischen Konzeptes der »sozialen Kompetenz« (Vorweg 1980). Hier wird u.a. die Frage gestellt, was das Spezifische an »sozialer Kompetenz« unter sozialistischen – im Unterschied zu bürgerlichen Lebensverhältnissen sei. Vorweg (1978, 1980) kommt zu dem Schluß, daß *soziale Kompetenz* in ihrer Grundausrichtung nicht Kampf und Behauptung gegen andere ist (wie im Kapitalismus), sondern das eigene, aktive Sich-Einbringen in die bzw. das Mitgestalten der sozialistischen Gesellschaft bedeutet. Dies entsprach zunächst der positiven Norm idealer und erstrebenswerter zwischenmenschlicher und gesellschaftlicher Beziehungen. Die Realität lehrte jedoch anderes, und es wurde wohl damals bereits – oder genauer: es hätte damals – deutlich (werden können), daß Versuche, eine »sozialistische Demokratie« nach innen und auf direktem Wege auszuweiten und zu beleben, illusionär waren. Statt dessen wurden Strategien des minimalen Abtrotzens, des aktiven Ausharrens und des zunehmend »mikroskopischen Widerstandes« entwickelt. Vermutlich hat Vorweg hier indirekt und ungewollt – und auch erst aus heutiger Sicht so deutlich – den spezifischen Verhaltensmodus dazu als *reaktiv motiviertes Verhalten* bezeichnet. »Reaktiv motiviertes Verhalten«, als sozial kompetentes Verhalten zwischen purer Anpassung und voluntaristischem Aktivismus verstanden, hieß, sich bewußt in Zwänge zu begeben, die geringen Freiheitsgrade um der befreiten und befreienden Perspektiven willen auszuloten. – In gewisser Weise kehrt hier der Typus des Widerstandskämpfers wieder, nur daß er seinen Widerstand nicht nach außen, sondern nach innen kehren muß, seinen Kampf nicht im Austragen, sondern eher im Aushalten von Widersprüchen findet. Da das Ziel dieser Gesellschaft selbst die freie Entwicklung des einzelnen (aller) sei, heiligt der Zweck sozusagen die Mittel; Anpassung heißt nicht Unterordnung unter eine Fremdkontrolle, sondern das bewußte Sich-Einfügen in übergreifende und bestehende Herrschaftsstrukturen, durch die per se und allein die eigene Selbstbestimmung garantiert ist. Wer den Sozialismus aufbaut, befreit sich, der braucht sich nicht zu befreien, ist der unterschwellige Gleichklang mit dem parteioffiziellen Denken.

Ich führe auch dieses Beispiel nicht an, um darin ein Phänomen der Gleichschaltung zu bestaunen und vorzuführen; vielmehr ist damit auf vertrackte Weise ein Stück DDR-Typisches – damals und auch später – auf den Punkt gebracht: »Reaktiv motiviertes Verhalten« wurde zunehmend zu einer Überlebensstrategie für viele. Und gerade für die ehemals junge Gründergeneration der DDR wurde es die typische Reaktionsform, frustriert, enttäuscht von rüder Machtpolitik im Kleinen wie im Großen, darin partiell selbst verfangen, die Hoffnung auf »ihre« Gesellschaft nicht aufgebend und ihren Platz darin nicht aufgeben wollend. Es war wohl ein Kompromiß mit zunehmend bitterer, aber uneingestandener Erfahrung.

Die *achtziger Jahre* setzen die *siebziger* politisch wie wirtschaftlich zunächst fort. Kontinuität ist angesagt, aber mit erhöhter Beschleunigung, das »Schrittmaß der achtziger Jahre« wird angetreten, was in vielerlei Hinsicht Hypertrophie, auch Panik bedeutet, den Anschluß an die Weltspitze noch bzw. nicht mehr zu schaffen. Es ist die Zeit der letzten großen Programme, die bis zum Ende dieser Dekade (1990) essentielle Probleme der DDR gelöst haben wollen. Die rasante internationale Entwicklung vor allem im Bereich des Hightech und der Mikroelektronik ist eine erschreckende Kontrastfolie für das wirtschaftliche Schneckentempo im Lande. Diese vermag die Menschen aber kaum zu Leistungen zu motivieren; die wahrgenommene Megageschwindigkeit im Westen erzeugt eher Hoffnungslosigkeiten und Begehrlichkeiten, die zunehmend nur jenseits der Grenzen befriedigbar scheinen. Letzteres wird versucht, auch offiziell,

durch eine stärkere Konsumorientierung zu neutralisieren: »ich leiste was, ich leiste mir was« heißt es. Andererseits müssen die Trägheitskräfte überwunden und die Menschen zum letzten nunmehr weniger ideologischen, sondern technologischen Gefecht motiviert werden. Die weitere Öffnung der DDR bringt wirtschaftlich diktierten Realismus. Man wird politisch hektisch und setzt aufs Ganze – die gesamte DDR, scheint es zuweilen, baut an ihrem ersten Megachip. Die zentrale innenpolitische Frage ist die nach der Gewinnung von Kreativität; man denkt über Eliten nach. Die künstlerische jedoch wird, wo sie über die Stränge schlägt, weiterhin außer Landes geschickt oder geht von selbst. Die Perestrojka in der SU ab 1985 verstärkt den innenpolitischen Krebsgang.

Das offizielle politische Interesse an der Persönlichkeit nimmt somit z.T. andere Farben an. Sie wird zuvörderst nicht mehr nur als ideologische und moralisch zu kontrollierende Größe gesehen, sondern vor allem als Innovationsfaktor, als geistig-intellektuelle Ressource, die es zu nutzen und zu entwickeln gilt. Bloß ein gravierendes Problem tritt auf: Die Menschen geben sie nicht einfach her, »sondern« sie nicht einfach ab – die kreativen Leistungen, die Welt-niveau verheißen könnten. Man stößt auf ein Phänomen, was man bislang für eine Attitüde bürgerlichen Denkens und Lebens gehalten hatte, daß Menschen nämlich »eigenartig« sind, eine Innenwelt haben, die sich gesellschaftlichen Vorausberechnungen widersetzt, daß es eine Grenze des Vereinnahmens gibt, daß man dies beachten muß, will man Kreativität fördern. Dieses »etwas« war die *Subjekthaftigkeit* oder die *Subjektivität* des einzelnen, was offenbar eigener Gesetzlichkeit folgt.

Für die Psychologie hieß auch das wieder Chance und Auftrag. Zunächst fällt ein Interesse auf die »Persönlichkeit« außerhalb der i.e.S. persönlichkeitspsychologisch orientierten Forschung. Allgemeine bzw. Kognitive Psychologie zeigen sich ambitioniert am »Persönlichkeitsfaktor«, der als unterschiedliche Begabung, als kognitive Basisprozesse von Intelligenzleistungen die Voraussetzung für die intellektuelle Bewältigung vor allem neuer Computerarbeitsplätze darstellt. Dies bestätigt – von der Allgemeinen Psychologie wohl unbemerkt – die Umakzentuierung in der parteioffiziellen Lesart des Persönlichkeitsproblems – die Persönlichkeit als »geistige Ressource«. Die Arbeitspsychologie meldet hier auch – wie schon in den siebziger Jahren – ihr Interesse an, zunehmend aber mit einer wichtigen Akzentverschiebung: Es geht um »persönlichkeitsförderliche« Arbeitsplatzgestaltung (Hacker 1986), was zum einen die intellektualistische Sicht auf das Persönlichkeitsproblem bekräftigt, andererseits aber einen wichtigen Umstand zum Thema macht – nämlich die Unzumutbarkeit, die produktivitäts- und kreativitätshemmende, depravierende Wirkung von Arbeits- und (auch) Lebensbedingungen. Es wird die Einsicht vermittelt, daß es maßgeblich die einschränkenden Bedingungen sind, die Subjektivität als Freisetzen kreativen Potentials verhindern. »Freiheitsgrade« bzw. »Handlungsspielräume« sind die flankierenden Schlagworte. Freilich bleibt diese Einsicht

(wohl aus gutem Grunde) auf umschriebene Anforderungs- und Handlungsbereiche beschränkt und wird nicht auf die Totalität gesellschaftlicher Verhältnisse bezogen.

In der i.e.S. *persönlichkeitspsychologischen* Forschung wird »Subjektivität« bzw. die »Subjektfunktion« zu einem Superzeichen für eine Einsichts- und Haltungsverschiebung. Sie wird beispielsweise zum Hintergrundthema in pathologisch bzw. klinisch-/medizinisch-psychologisch orientierter Persönlichkeitsforschung (Schröder 1981, Schröder/Schröder 1986). Hier löst man sich von rein defizitären Interpretationen pathologischer Persönlichkeitsabweichungen als partielle Inkompetenzen (so noch im Rahmen des Konzeptes der »sozialen Kompetenz«) und hebt zunehmend die subjektive Funktionalität, die subjektive Anpassungsleistung von dysfunktionalen (kranken) Bewältigungsformen hervor (Schröder u.a. 1984). Allerdings bleiben hier die »krankmachenden« und widersprüchlichen Handlungsbedingungen, die es für Menschen »subjektiv sinnvoll« machen, »krank« zu reagieren, ebenfalls nur ein Hintergrundthema. (Das schützte vielleicht vor einer kruden Linearität von krankmachenden Verhältnissen und psychischen/psychosomatischen Erkrankungen, wie dies Maaz heute in seiner postsozialistischen Interpretation nahelegt.)

Das Einlassen auf die konkreten Widersprüche unter realsozialistischen Bedingungen war hier vordergründig auch nicht nötig, da man sich mit der Konzentration z.B. auf psychosoziale Streßfaktoren an Probleme heranmachte, die immerhin in allen entwickelten Industriestaaten ein Thema sind. Auf der Hand hätte es aber dennoch gelegen, danach zu fragen, inwieweit der realsozialistische Alltag spezifische 'Stressoren' gesetzt und spezifische Bewältigungsformen und Befindlichkeiten produziert hat, die man dem DDR-Bürger allenthalben ansah und die ihm eine wohl typische 'Phänomenologie' verliehen haben. Erst in der Nachwendezeit werden sie sozusagen posthum zu einem psychologischen Thema (vgl. Schröder 1990).

Das Vorantreiben einer eigenen Gesundheitspsychologie in der DDR (Schröder/Schröder 1986) war ein wichtiger Versuch, das Problem der Persönlichkeit in einen gesellschaftlichen Bereich (Gesundheitspolitik, Gesundheitswesen) einzubringen, welcher in seiner Abspaltung von »Subjektivität«, von Befindlichkeit, von psychischer Verarbeitung und Bewältigung gesellschaftlicher und sozialer Realität paradigmatisch war. Krankheit bzw. Gesundheit als bloß auszumerzende, vermeidbare oder einfach herstellbare Größen zu fassen war durch die Abtrennung psychosozialer Realität und Totalität latent inhuman geworden. So wird hier einerseits psychologisch auf Zeitzeichen einer »kranken« und »somatisierenden« Gesellschaft reagiert, andererseits aber zugleich ein Modus vivendi mit den herrschenden Strukturen gefunden. Das Gesundheitswesen ist vor allem seit den sechziger Jahren eines der wichtigsten Momente des realsozialistischen und offiziellen Selbstbildes der DDR gewesen, deren diesbezügliches »Realbild« aber zunehmend verschlissen war. Gesundheit psychologisch zu thematisieren hieß, eine versteckt geharnischte Kritik an den konkreten Lebensverhältnissen zu üben, sich aber zugleich abfedernd eines positiven und zudem eitlen Autostereotyps der herrschenden Verwalter dieser Gesellschaft zu bedienen. Dies ist nur ein Beispiel eines m.E. typischen Musters innerhalb von Alltags- und wissenschaftlicher Kommunikation im Endstadium der DDR. Es war die Sprache, in der man mit den Herrschenden spricht, denen man sich

überlegen wußte und – was wohl wichtiger war – deren Verantwortungslosigkeit man kompensieren wollte oder zu können glaubte. Es ist bzw. war (aus heutiger Sicht) der Versuch, ein verschlissenes System im Bedienen seiner Strukturen und Stereotype überholen oder mindestens vernünftiger machen zu wollen.

Ein ähnliches Bild ergibt sich mit Blick auf die beiden wichtigsten persönlichkeitspsychologischen Konzepte dieser Zeit (Schmidt 1982 a, Vorweg 1984, 1986, 1990). Sie greifen u.a. das Thema bzw. das Problem der doppelten Determiniertheit individueller Existenz als Problem beschränkter Autonomie (Fremd- und Selbstbestimmung) auf – ähnlich schon wie beim »reaktiv-motivierten Verhalten« –, allerdings erweitert um zwei Einsichten: *Erstens* sind die entwicklungsrelevanten Widersprüche nicht die zwischen Anforderung und Bewältigungs-/Leistungsniveau (s.o.), *sondern die Handlungs- und Lebensanforderungen selbst sind widersprüchlich*. *Zweitens* bedeutet die »Subjektfunktion« der Persönlichkeit, *diese Widersprüche für die eigene und gesellschaftliche Entwicklung zu nutzen*. D.h. »Freiheitsgrade« und »Handlungsspielräume« werden zunehmend als individuelle Eingriffstellen in das gesellschaftliche wie individuelle Entwicklungsgeschehen verstanden. Einfluß und Verfügungsmöglichkeiten sind Garanten oder dort, wo sie fehlen, Einschränkungen für Subjekt- und Persönlichkeitsentwicklung. Dies schließt zwei widerstreitende Lesarten/Momente ein: Zum einen heißt das, daß die gesellschaftlichen Bedingungen in der DDR/im Sozialismus allenfalls den Rahmen für gesellschaftliche wie individuelle Entwicklungen abgeben und der Ausgestaltung und individuellen Aneignung bedürfen. Nichts passiert im Selbstlauf, Entwicklung wird nicht mehr ausschließlich von gesellschaftlichen Megasubjekten (der Arbeiterklasse) vorangetrieben und darin die eigene quasi automatisch mitbefördert.

Die Menschen müssen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Subjektsein heißt selbstbestimmter Lebensvollzug. Das schließt das Ermöglichen von Frei- und Gestaltungsräumen ein, soll so etwas wie Eigenverantwortung und auch kreative Lebensbewältigung entstehen. Dies ist die Abkehr von einem Geschichtsobjektivismus, in den sich die Individuen nur mehr oder weniger leistungsfähig/kompetent einzutakten hätten (s.o.).

Dies heißt aber noch etwas anderes: Wenn dem so ist, daß Gesellschafts- und Individualentwicklung ein gutes Stück in den Händen des einzelnen selber liegt (und liegen sollte), dann fallen Entwicklungsstagnationen ihnen partiell auch selber zu. Sie tragen so Verantwortung für die Stagnationen und Unentfaltungen des Systems, da sie existierende Freiheitsgrade oder bestehende, aber doch entwicklungssträchtige Widersprüche nicht nutzen. Damit wird tendenziell das Defizit wieder den Individuen zugeschlagen. Und dies wiederum entspricht einer parteioffiziellen Lesart von Stagnationsphänomenen – es sind transitorische Schwierigkeiten, die vor allem auch auf Subjektivismen, Fehlengagement, Verantwortungslosigkeit etc. zurückgehen; es gälte bloß, die Vorzüge des Sozialismus wahrzunehmen.

Das Subjektivitätsproblem zeigt sich noch von einer weiteren Seite: Es ist eine eher latente und auch irgendwie unausgesprochene Absatzbewegung von ideologisierenden und »beschlussfähigen« Realitätsdeutungen und Entwicklungsprognosen zu bemerken. Schmidt (1982 a) räumt z.B. ein, daß Bewertungs- und Entwicklungskriterien, die an die Persönlichkeit angelegt werden, ihrerseits zu bewerten und zu hinterfragen seien. Man ist offenbar nicht mehr gewillt, parteiprogrammatische »Menschenbilder« widerspruchlos aufzugreifen oder per se als erstrebenswerte Realität zu nehmen. Der historischen Kurzatmigkeit solcher »Historienmalerei« ist man offenbar überdrüssig. Aber was wird stattdessen als Entwicklungskriterium favorisiert? – Interessanterweise greift man historisch weiter: indem zum einen Kriterien entwickelter Subjektivität/Persönlichkeit phylogenetisch verankert werden (Eigenaktivität, Bewußtheit, Soziabilität bei Schmidt) und zum anderen auf gesellschaftshistorische, objektive Erfordernisse zurückgegriffen wird, die aber wohlgemerkt nicht mit konkreten parteipolitischen Interpretationen identisch sein müssen. Hier ist deutlicher als früher impliziert: Es gibt »eigentliche« (objektive) und interpretierte Erfordernisse/Anforderungen, die die Objektivität einem politischen Interesse opfern können. Freilich ist die Bewertung damit nicht leichter und auch nicht »unparteiisch«, aber wer bewertet, muß wissen, was er tut! Insofern wird dem Forscher hier mehr Freiheit, mehr Verantwortung abverlangt. Dies ist alles noch latent, aber an diesen Kriterien sollte *Handlungstüchtigkeit* (Schmidt) des zu untersuchenden Subjekts als auch des Forschers bemessen werden.

Vorweg (1990 a, 1990 b) macht dies nicht nur zum Außenkriterium von *Handlungsfähigkeit*, sondern zu ihrem Inhalt. Handlungsfähigkeit ist nicht schlechthin eine auf äußere Kriterien beziehbare Größe, die dem handelnden Subjekt zukommt; es ist vielmehr die Fähigkeit, sich solche Handlungskriterien eigenständig und selbstverantwortlich zu setzen. »Was jeweils zu tun ist«, ist nicht nur eine Frage vorab – durch andere – definierter Anforderungen und Aufgaben, sondern wie sich der einzelne selbst dazu verhält. Dies schließt ein, daß er sein Tun aus – wie auch immer definierbaren objektiven Erfordernissen – ableitet (Alberg/Vorweg 1987). Dies macht Anforderungen nicht mehr nur zu fixen »Aktivitätsmatrizen« (wie noch im Konzept der »Sozialen Kompetenz«), sondern selbst zu interpretationswürdigen Sachverhalten. Der Handelnde wird als interpretierend, hinterfragend und im Prinzip als »kritisch« gedacht. Die psychologische Frage entsteht, wie er auf diese Weise begründetermaßen zu seinem (aktuellen) Handeln kommt (Busse/Lampe 1987). Dies bringt ihn zwangsläufig in Widersprüche, die nicht nur den sich kreuzenden Anforderungen und Handlungskontexten geschuldet sind, sondern wiederum der Tatsache (s.o.), daß es »eigentliche« und – durch andere – interpretierte Sachverhalte und Anforderungen (Welt) gibt. Was sich hier allgemein spiegelt, ist die in der DDR allorts zu machende und um sich greifende Erfahrung, daß zunehmend zwei Realitätsebenen existieren und auseinanderdriften. Freilich ist dies noch weit

entfernt von einem direkten kritischen Zugriff auf diese Alltagsrealität. Sie ist eher die latente Hintergrundszenerie, vor der sich eine Veränderung der Sicht auf das Persönlichkeitsproblem vollzieht. Es verbleibt jedoch – sicherlich nicht zufällig – im »anthropologisch Unverfänglichen« und erschließt sich wohl auch nur dem, der gewillt ist, dies zwischen den Zeilen zu lesen. Darin steckte nun ungewollt wieder eine Ironie, weil sich damit ein »Gleichklang« zu inzwischen auch parteioffiziellen Interpretationshilfen und -aufforderungen ergab: Politische Texte und Verlautbarungen lesen und interpretieren hieß, »zwischen den Zeilen zu lesen«. Dies soll den Aus- und Durchblick auf das »Eigentliche«, die Wirklichkeit, verschaffen. Die Flucht »nach oben« und in die Nuance und Andeutung waren zu Mitteln einer teilweisen Scheinkommunikation geworden. – Es gab jedoch auch mutige Versuche, aus diesem Zirkel auszutreten. Erinnerung sei hier besonders an Schmidts Essay über das »Bild des Kindes« (1982 b), wie es in den verstockten Strukturen der Volksbildung »gehütet« wurde und zunehmend seiner ursprünglich humanistischen Farben entfärbt wurde. Oder seine Arbeit über den Genuß bzw. das Genießen (1986) wäre hier zu nennen, in der er eine im DDR-Alltag zunehmend als Defizit bestätigte, aber im offiziellen Menschenbild immer noch »dunkle und abgespaltene Seite« auch des DDR-Menschen zum Thema macht – Genießen als antithetisches und ergänzendes Prinzip zum leistungsorientierten und -getrimmten Bewältiger, der als Idealbild die Persönlichkeitsvorstellungen (und -psychologie) durchzog. Das war ein direkter Zugriff auf die Realität im Lande, die auch spürbar war und auf entsprechende Resonanz (allerdings außerhalb der offiziellen Psychologie und erst recht außerhalb parteioffizieller Erwartungen) stieß. Man hat hier eine Ahnung davon bekommen, was die kritische Funktion von Psychologie hätte sein können. Hiervon ist jedoch kaum eine Signalwirkung für die Psychologie ausgegangen, nicht zuletzt deshalb, weil die Arbeiten in nichtwissenschaftlichen bzw. außerpsychologischen Journalen erschienen sind. Aber immerhin, das war möglich in der DDR, warum nicht in der Psychologie?

3. Schluß- bzw. abschließende Zwischenbemerkung

Ich höre an dieser Stelle eher auf, als mit dem Thema – »Wie kritisch oder überhaupt: wie war die DDR-Psychologie?« – auch für mich fertig zu sein, oder auch nur eine Antwort auf die Frage des ausgehenden Abschnittes gefunden zu haben. Es ist dies ohnehin nicht aus einer einzelnen Perspektive, sondern nur »kollektiv zu lösen« (das klingt noch einmal nach DDR). Es wäre auch genereller in einen Ost-West-Diskussionszusammenhang über gesellschaftliche und historische Arbeits-, Existenz- und Wirkbedingungen von Psychologie einzubinden. Vieles von dem, was ich oben geschrieben habe, ist gewiß einseitig, aber auch vieles von dem, was ich bislang über die Geschichte der DDR-Psychologie gelesen habe. Es müßte in mehrfacher Hinsicht ein gemeinsamer

Annäherungsprozeß sein. Wie schwierig dies jedoch ist, zeigt die unmittelbare Gegenwart. Abwicklung, Evaluierung und auch die Neuausschreibung von Lehrstühlen – zunächst einmal unabhängig von ihrer politischen Notwendigkeit und Sinnfälligkeit – zwingen vor allem die Wissenschaftler unter den Psychologen, sich (schon) wieder von ihrer besten Seite zu zeigen. Wenn alles gut geht, ist es diesmal wirklich die beste.

Um ein vorläufiges Resümee zu ziehen, so sollte unter dem anvisierten Gesichtspunkt vor allem die Verquickung von Realgeschichte und Psychologiegeschichte in der DDR deutlich geworden sein. Das Persönlichkeitsproblem ist dabei die Kontaktstelle, an der Psychologie- und Gesellschaftsgeschichte wohl am nachvollziehbarsten an- und ineinanderschlagen. Fragt man danach – »Wie kritisch war die DDR-Psychologie?« –, so ist das der allgemeine Befund: Sie war zuvörderst Psychologie in ihren Verhältnissen, nicht über diese. Das hat sie zum einen in den unmittelbaren Vollzugsrahmen ideologischer Herrschaftssicherung gestellt, zum anderen aber auch in denkender Absatzbewegung dazu in ein Spannungsverhältnis zu diesem gebracht. (In dem Zusammenhang wäre sicherlich auch mehr über die Grabenkämpfe hinter den Kulissen und hinter dem heute Nachlesbaren zu berichten [Hiebsch/Schmidt/Kossakowski/Schröder].) Im Nachhinein nimmt sich die Psychologie als eine eigenartige Auf- und Ab- oder Hin- und Wegbewegung im bzw. zum offiziellen Konsens und Diskurs aus. Es gab Momente des Gleichklangs, aber auch versuchter Dissonanz und Distanz, die i.w. jedoch subkutan geblieben ist, weil sie, wie die Beispiele oben zeigen, oft unbemerkt von den Verhältnissen wieder eingeholt wurde. Absatzbewegungen stellen sich im Nachhinein manchmal als Annäherungen und Bestätigungen heraus. Und es gab durchgängig so etwas wie die Flucht vor der (eigentlichen) Realität – in den theoretischen Diskussionen »nach oben«, in der empirischen Forschung »nach unten«. Dazwischen ist ein Vakuum verblieben. Dieses steht dafür, wonach heute gesucht wird, für das »DDR-Spezifische«, die »DDR-Mentalität«, wie auch immer, für die realen inneren und äußeren Verhältnisse der Menschen in diesem Land. Fragt man folglich danach, was die DDR-Psychologie über ihre Menschen bzw. über uns zu berichten weiß, so ist die Bilanz in der Tat eher traurig: Die Psychologie der DDR ist vielleicht in diesem Sinne ein Zeuge ihrer Zeit. Der Grund dafür ist nicht Dummheit oder pures Anpassungskalkül gewesen, sondern auch die bis heute fortwirkende Schwierigkeit, »uns« bzw. unsere Verhältnisse zu denken. Es waren und sind »Schwierigkeiten mit der Wahrheit«. Wird sich heute nach der Wende mit dieser DDR-Realität auch psychologisch befaßt, ist dies wichtig und befreiend; es ist aber bereits die Beschäftigung mit einem historischen Gegenstand, der nun vielleicht nur noch ein Fossil der Geschichte ist.

Literaturverzeichnis

- Alberg, T., Vorweg, M., 1987: Zum Determinismuskonzept in der DDR-Psychologie. In: Majers/Markard (Hrsg.): Kritische Psychologie als Subjektwissenschaft. Frankfurt a.M.
- Busse, S., Lampe, R.H., 1987: Person-Handlung-Umwelt, Bd. 1 u. 2, KMU Leipzig
- Görlt, B., 1991: Persönlichkeitsbegriff und Persönlichkeitsbild in der DDR-Psychologie. Vordiplomarbeit, Universität Leipzig
- Hacker, W., 1986: Arbeitspsychologie, Berlin
- Hiebsch, H., 1960: Die Bedeutung des Menschenbildes für die Theoriebildung in der Psychologie. In: Probl. und Ergeb. d. Psychol. 1, 5-31
- Hiebsch, H., 1963: Grundfragen der marxistischen Persönlichkeitspsychologie. In: Probl. u. Ergeb. d. Psych. 7, 1-21
- Hiebsch, H., 1966: Sozialpsychologische Grundlagen der Persönlichkeitsformung, Berlin
- Hiebsch, H., 1990: Psychologie und Stalinismus. In: Die Weltbühne 1, 12-15
- Klix, F., Kossakowski, A., Mäder, W., 1980: Psychologie in der DDR-Entwicklung, Aufgaben, Perspektiven, Berlin
- Kossakowski, A., 1972 a: Zur psychologischen Erforschung der Persönlichkeit. In: Pädagogik 7
- Kossakowski, A., 1972 b: Persönlichkeitstheoretische Probleme der pädagogisch-psychologischen Forschung. In: Psychologische Probleme der Entwicklung sozialistischer Persönlichkeiten, Berlin
- Kossakowski, A., 1979: 30 Jahre Psychologie in der DDR. In: Probl. u. Ergeb. d. Psych. 69
- Kossakowski, A. (Hrsg.), 1980 a: Psychologie im Sozialismus, Berlin
- Kossakowski, A., 1980 b: Handlungspsychologische Aspekte der Persönlichkeitsentwicklung, Berlin
- Kossakowski, A., 1990: Pädagogische Psychologie in der Deutschen Demokratischen Republik. In: Ztschr. f. Päd. Psych., 4, Heft 2, 109-119
- Kossakowski, A., Otto, K. (Hrsg.), 1971: Psychologische Untersuchungen zur Entw. soz. Persönl., Berlin
- Kossakowski, A., Ettrich, K.U., 1973: Psychologische Untersuchungen zur Entw. der eigenständigen Handlungsregulation. Berlin
- Kossakowski, A., Köppler, E.F., et al., 1978: Entw. der Handlungsregulation in der kollektiven Tätigkeit. Berlin
- Rosenfeld, G., 1960: Das Menschenbild in seiner Bedeutung für einige Charakterlehren. In: Probl. u. Ergeb. d. Psych. 1, 31-47
- Schmidt, H.D., 1960: Der Einfluß des epochalen Menschenbildes auf die Grundvoraussetzungen der Psychodiagnostik. In: Probl. u. Ergeb. d. Psych. 1, 47-65
- Schmidt, H.D., 1974: Normativer Aspekt und Persönlichkeitsentwicklung. In: Probl. u. Ergeb. d. Psych. 48
- Schmidt, H.D., 1975: Die psychische Entwicklung des Menschen als Sozialisationsprozeß. In: Probl. u. Ergeb. d. Psych. 52, 47-81
- Schmidt, H.D., 1982 a: Grundriß der Persönlichkeitspsychologie, Berlin
- Schmidt, H.D., 1982 b: Das Bild des Kindes – eine Norm und ihre Wirkungen. In: Neue deutsche Literatur 10, 71-81
- Schmidt, H.D., 1987: Genußfähigkeit und Genießen. In: Weimarer Beiträge 33, 450-467
- Schmidt, H.D., 1990: Gesellschaftliche Wirksamkeit der Psychologie – Illusion oder Chance? Vortrag a. d. 37. Kongreß der DGPs, Sept. 1990 in Kiel.
- Schröder, H., 1980 a: Struktur interpersonaler Fähigkeiten. In: M. Vorweg, H. Schröder (Hrsg.) 1980, 100-258
- Schröder, H., 1980 b: Persönlichkeitspsychologie in der DDR. In: KLIX et al. 1980, 68-80

- Schröder, H., 1981: Persönlichkeitspsychologische Zugänge zur Psychopathologie, KMU, Leipzig
- Schröder, H., Schröder, Chr., 1986: Persönlichkeitspsychologische Aspekte der Entwicklung einer Medizinischen Psychologie in der DDR. In: Marxistische Studien, Jahrbuch d. ISMF, 295-321
- Schröder, H. u. a. 1984: Zur Struktur und Funktion sozialer Umweltkonzepte und Selbstkonzepte der Persönlichkeit. KMU Leipzig
- Schröder, H., 1990: Identität, Individualität und psychische Befindlichkeit des DDR-Bürgers im Umbruch. In: G. Burgart, Sonderheft 1 der ZSE: Sozialisation im Sozialismus. Weinheim.
- Schröder, H., 1991: Staatliche Repression und psychische Folgen (DDR-Bürger in der Wende). In: Gruppendynamik (im Druck).
- Seve, L., 1977 (3. Aufl.): Marxismus und Theorie der Persönlichkeit, Frankf. a. M.
- Sprung, L., Sprung, H., 1980: Zur Geschichte der Psychologie – Aspekte des progressiven Erbes für die Entwicklung der Psychologie in der DDR. In: KLIX et als. (1980), 22-35
- Szewczyk, H. (Hrsg.), 1968: Konflikte im Beruf, Berlin
- Vorweg, M., 1972: Persönlichkeitsformung des sozialistischen Leiters durch Verhaltenstraining. In: Psycholog. Probleme d. Entw. soz. Persönlichkeiten, Berlin
- Vorweg, M.: Grundlegende Probleme der persönlichkeitspsychologischen Forschung. In: VORWEG, M. (Hrsg.) 1978: Zur psychologischen Persönlichkeitsforschung 1, Berlin
- Vorweg, M., 1979: Explikation weiterer Grundprobleme der persönlichkeitspsychologischen Forschung. In: VORWERRG, M. (Hrsg.) 1979: Zur psychologischen Persönlichkeitsforschung 2, Berlin
- Vorweg, M., 1980: Grundlagen einer persönlichkeitspsychologischen Theorie des sozialen Verhaltens. In: VORWEG/SCHRÖDER (Hrsg.) 1980, 10-99
- Vorweg, M., 1981: Bemerkungen zur positiven Überwindung des Interaktionismus in der Persönlichkeitspsychologie. In: Ztschr. Päd. Forschung, H. 1, 29-38
- Vorweg, M., 1985: Persönlichkeitspsychologie im Wandel. In: Psycholog. f. d. Praxis, 3, 197-216
- Vorweg, M., 1990 a: Handlungsfähigkeit als Grundkategorie der Persönlichkeitspsychologie. In: Alberg, T. (Hrsg.) Psychol. Probleme individueller Handlungsfähigkeit, KMU Leipzig
- Vorweg, M., 1990 b: Psychologie der individuellen Handlungsfähigkeit, Berlin
- Vorweg, M., Schröder, H., 1980: Persönlichkeitspsychologische Grundlagen interpersonellen Verhaltens Bd. 1 u. 2, Karl-Marx-Univ. Leipzig